



Die unnahbare Geliebte.

Von Henri Borel.

Auf dem Marktplatz von Tangjong Pinang, dem Hauptort der Residenzhaft Kionw (Niederländisch-Indien) spielte jeden Abend bis spät in die Nacht, das chinesische Theater. Das war der große Köder des Spielbankpächters, der die armen Kulis aus den umliegenden Gambir- und Pfefferplantagen lockte. Überall auf dem Markt, um die Bühne herum, und vor den Häusern waren die Spieltische aufgestellt und Sitzmatten ausgebreitet. Hier wurde den chinesischen Kulis der so teuer verdiente Lohn von Wochen und Monaten abgenommen. Und das Theaterpiel war es, das als Lockspeise diente, um die Menge an die Spieltische zu ziehen, mit rhythmisch dröhnender Begleitmusik und betörender Farbenpracht.

Es war nur ein armseliges Gestell, auf dem die populären, alten Sagen aus dem chinesischen Mittelalter gespielt wurden, aber in diesem allerprimitivsten Milieu fast ohne Dekoration und mit den kindlichen Requisiten, zeigten die chinesischen Schauspieler, eine gewöhnliche Volkstruppe, eine Schönheit der Gebärden und Bewegungen wie ich sie später niemals auf einer europäischen Bühne gesehen habe.

Als Beamter für chinesische Angelegenheiten in Diensten der holländischen Regierung hielt ich mich viel in dem Chinesenviertel auf, und als Kunstliebhaber konnte ich Stunden und Stunden den Theateraufführungen zusehen. Es fiel mir auf, daß dort Abend für Abend ein junger Aspirant-Kontrollleur, angehender Verwaltungsbeamter, stand, ein hochaufgeschossener Jüngling, Begeisterung auf dem jungen Gesicht und ein großes Verlangen in seinen blauen Augen. Ich hatte bald heraus, daß seine träumenden, schwärmenden Augen ausschließlich auf ein kleines, zierliches Geschöpf gerichtet waren, das sich in seinem goldglänzenden Seidengewand feiner und leichter bewegte als eine Blume. Und wie alle chinesischen Schauspieler, schuf das schlanke, zarte Wesen Wunder an Empfindung und Befeltheit mit den Gebärden, vor allem der Hände, oh, der feinen, lotosgleichen Hände und den leisen Bewegungen

der Finger. Ja, dieses Geschöpf war schön, von der hohen Schönheit, wie chinesische Dichter sie besungen haben, und die „den Weisen im Himmel ihre Ruhe raubt.“ Es hatte Augen so unergründlich „wie ein stilles Wasser im Herbst am Abend“, die Augenbrauen zart, „wie die Umrisse ganz fernere Berge“ und das Gesicht war „sanft wie eine Pfirsichblüte.“

Nirgends habe ich die Mädchengrazie feiner und anmutiger sich bewegen sehen, als auf dem chinesischen Theater, und es war begreiflich, daß ein großer träumerischer Junge des Westens tief in seiner Seele von dieser Erscheinung ergriffen wurde, die lieblich war wie eine Fee aus einem Märchen.

In einem der großen historischen Stücke, die die Truppe aufführte, war sie ein in einem Menschen verwandelter Geist aus fernem mythischen Gefilden, der Zauber macht besaß, und durch den faszinierenden Blick seiner Augen den blutdürstigsten Räuber-Kriegsmann im Zaune hielt. Sie konnte auch mit ihren zarten Fingern beschwörende Gebärden machen, die unsichtbare Geister sich in Krieger verwandeln ließen und andere, welche Liebe in die Herzen ihrer bittersten Feinde zauberten. Das Wundergeschöpf, das dies Feenkind darstellte, tat dies alles so einfach, ohne alle parietischen Gesten, mit solch magischen Blick und solch mythischen Gebaren, daß wirklich ein geheimnisvolles Zaubersludum von ihr ausströmte.

Der Scharm dieses überirdischen Wesens ergriff die Menge der Zuschauer, die atemlos dem Geschehen auf der Bühne folgte, und hielt auch den jungen Beamten aus dem Westen gefangen, der seine großen blauen Augen nicht mehr abwenden konnte von der Lichtgestalt in rot und golden schimmernder Seide, mit dem seltsamen Pfirsichblütengesicht, in dem zwei tiefe, unergründliche Augen zauberhaft funkelten. Die Bewegungen ihrer kleinen Hände berührten seine Seele mit einer Erregung, die fast Schmerz war.

In einer stillen Mondnacht, als der junge Mann, mit dem ich flüchtig Bekannt-

schaft geschlossen hatte, mich wieder vor dem chinesischen Theater stehen sah, sprach er mich an.

Nach einigen nebenjächlichen Bemerkungen brachte er endlich, brennend vor Verlangen, die Frage an, derentwegen er sich mir genähert hatte: „Sprechen die chinesischen Schauspieler ausschließlich Chinesisch? Oder würden sie zum Beispiel auch ein bißchen Malaiisch oder vielleicht Englisch verstehen?“

„Nein“, erwiderte ich, „es sind alles Chinesen aus Fuhohau, die zu dieser Truppe gehören, sie sprechen Fuhohaudialekt, von dem ich selber fast nichts verstehe, da ich diesen Dialekt, der hier nicht gesprochen wird, nicht studiert habe, und was sie dort auf der Bühne sprechen, ist schlechtes Mandarinen-Chinesisch. Aber Malaiisch verstehen sie nicht und Englisch noch viel weniger.“

„Schade, schade“ jagte er enttäuscht.

Lächelnd fragte ich ihn:

„Warum schade? Wollten Sie... richtig, das kleine, zarte Geschöpf dort... das bewundern Sie jeden Abend nicht wahr?“

„Ja freilich, Sie haben gut gesehen. Gott, was ist sie schön, finden Sie nicht?... Wie ein Gedicht... Sehen Sie nur, wie sie sich da wieder bewegt... die zierlichen Hände, und wie sie die Finger ausbreitet... und dieses Wehen, dieses behutsame, schwebende Schreiten... es ist fast kein Körper mehr, der sich bewegt, sondern eine Seele... ich habe noch nie so etwas auf der Bühne gesehen...“

„Ja“, jagte ich, „es ist wundervoll, und ich verhebe, daß Sie dies so ergreift.“

So wurde unter Gesprächen immer intimer und herzlicher, und wir setzten es im Garten des nahegelegenen Stadtflubs bei einem tühlen Trauf und einer Zigarre fort. Ich mußte ihm alles über das chinesische Theater erzählen — nur eine Einzelheit brachte ich nicht übers Herz, ihm zu sagen — und, wie das in Indien nur ganz selten vorkommt, wenn zwei Menschen einander finden, dort in dem leeren Alltagsrott, schüttelte er mir sein Herz aus:

„Sie ahnen nicht, wie entsetzlich einsam ich mich hier fühle. Es gibt hier nichts von dem, was in Holland mein Leben ausfüllte, keine Unterhaltung, denn was sind das für schreckliche banale Menschen hier, keine Musik, keine Kunst, nichts... Es ist ein jämmerliches Vegetieren... Aber da sah ich dieses chinesische Mädchen auf der Bühne, und das hat nun meinem Leben wieder einen Auftrieb gegeben. Ihr sanfter Rhythmus hat wieder alles, was sterben wollte, in mir zum Leben erweckt, die feinen Gebärden dieses Mädchens, was für eine Vornehmheit! Sie gleicht eigentlich nicht einem Mädchen, sondern einem himmlischen Wesen. Und was für eine Pracht in ihrer Kleidung! Wo hat sie bloß diese Gewänder her, die wie aus Gold gewebt sind, und aus denen das leidenschaftliche Feuer der Sonne strahlt! Und wo hat sie die sublimen Kunst gelehrt, so zu schreiten, sich so zu bewegen, als ob es nur ihre Seele wäre, die ihren zerbrechlichen Körper vorwärtstreibt?... Wollen Sie glauben, daß ich soviel Zartheit und Schönheit oft nicht ertragen kann? Sie denken natürlich, daß ich in sie verliebt bin, aber das ist es doch nicht... dafür ist sie zu weit... aus einem fernen, fernen Wunderland ist sie gekommen, und es ist etwas Mystisches um sie, in das ich doch niemals eindringen kann... Würden Sie mit ihr in Berührung kommen können? Sie sprechen doch Chinesisch, und wenn Sie auch den Dialekt nicht kennen, so werden Sie sich doch sicher verständlich machen können. Ich möchte so gern von ihr wissen; wie sie heißt, wie alt sie ist... und vielleicht, wenn ich mit ihnen mitgehe, kann ich nur für einen Moment ihre Stimme in der Nähe hören, und ihr in die Augen sehen... Wäre das nicht möglich?...

„Lieber Junge, wollen Sie das wirklich tun? Sie wissen doch, daß das Schöne immer am schönsten bleibt, wenn es fern ist, ganz fern... Es ist oft gefährlich, dem Schönen zu nahe zu kommen. Was kann dieses Geschöpf Ihnen nun noch Schöneres bieten, als was es Abend für Abend gibt? Etwas Edelres und Reineres kann es doch nicht mehr geben... denn dies ist das Allerhöchste, das aus der ferne Verehren und Anbeten. So etwas soll man nie berühren wollen, denn das verträgt es nicht, dann bricht es. All die Misere des Lebens kommt vom Berührenwollen.“

Er sah mich dankbar an, mit feuchten Augen, und drückte mir die Hand.

Aber Abend für Abend sah ich ihn weiterhin dem chinesischen Schauspiel zusehen, in dem die Helden in Rot und Gold und mit langen, wehenden Heimbüscheln, mit Lanze und Schwert einander zu Leibe gingen, unter schmetternder Kriegsmusik und dumpfen Trommelgeräusch, und in dem wieder in flammendem Gold, unter Bedenschlagen und rasenden Trommelwirbeln, das Märchenweien erschien, um dessen Besitz all die wilden Krieger kämpften, das Wesen aus fernem Sphären, das Zaubermacht besaß, und das mit einer einzigen Bewegung seiner Hände und einem Spreizen der kleinen Finger einen wüsten Unband zum Niederknien bringen konnte, zitternd vor dem geheimnisvollen Blick seiner Augen.

Dann stand der junge Beamte bewegungslos und starrte nach dem adligen Geschöpf auf der Bühne, das die Poesie seines einsamen Lebens geworden war und seine Seele aufgeschlossen hatte.

Und so ging es noch, nach unjerem Gespräch, eine Woche lang, eine Woche der

Schönheit und Illusion für eine schmachtende Seele, die ohne diesen Traum verdorrt wäre, in dem harten, grausamen Leben der Tropen.

*

Als ich hörte, daß die Truppe abreisen würde, nach Singapore, um für eine andere Platz zu machen, habe ich ihn mit Mühe den letzten Abend davon zurückgehalten, das Geschöpf seiner Träume wenigstens einmal aus der Nähe zu sehen, und sich damit seine Illusion unerbittlich zu zerstören.

Nach der Abreise der Theatergesellschaft war der junge Mensch eine Zeitlang sehr still und unglücklich. Aber als wir wieder einmal an einem mond hellen, feierlichen Tropenabend zusammensaßen, begann er von selbst:

Vom Nasenring zum Lippenstift.

Uralt ist der Drang der Frauen, sich zu schmücken und der von der Natur begrenzten Schönheit ihrer Erscheinung mit allen möglichen Mitteln und Mittelchen nachzuhelfen. Wie die Kofferterrie in ihrem flüchtigen Wechsel des Zuneigens und des Abwendens, des Gewährens und des Verjagens, der Erlaubnis und des Verbots durch den Reiz des Verhüllens zum Enthüllen ansetzt, so soll durch künstliche Verschönerungsmittel die Aufmerksamkeit auf bestimmte, besonders schöne oder besonders schön gemachte Teile der Erscheinung hingelenkt werden. Wenn sich die Kegerin einen Pflock durch die Lippen steckt, so ist das im Grunde genommen nichts anderes, als wenn sich eine abendländische Dame in irgendeiner Gesellschaft noch etwas Rouge auslegt. Der ursprüngliche Trieb ist der gleiche, nur das angewandte Mittel ist durch die jeweilige Kulturhöhe verschieden.

Das Dorado der Kosmetik ist und war immer der Orient. Hier haben die Frauen in der Ruhe und im Gleichmaß ihres Daseins alle diese Mittel und Rezepte in seltener Bollendung erfunden. Von den Orientalinnen lernten es die Frauen der Griechen und Römer, und von diesen übernahmen es die allmählich zu höherer Kultur emporschießenden anderen Völker des Abendlandes: zuerst die romanische Rasse, ihrem Naturell nach in diesen Dingen mehr gewandter, später die Germanen.

Der auf niedriger Kulturstufe stehende Wilde tätowiert sein Gesicht und macht es mit grellen Farben schreckhaft. Narben bringt er sich künstlich bei, um den Ausdruck drohend und imponierend zu machen und seine männliche Stärke zu beweisen. (Die Schmiße unserer Studenten gehören in die gleiche Linie.) Das ist die derbste, primitivste Form. Die Frau dieses Mannes steckt sich einen Ring durch die Nase, einen Pflock in die Lippen und bunte Drähle ins Ohr, um zu zeigen, was sie alles Schönes hat. Uralt ist auch der Brauch, die große Wirkung der Augen auf das Gesicht zu unterstützen. Schon drei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung brachten die Semiten nach Ägypten eine schwarze Augenschminkte, die sich in ihrer Zusammenfassung kaum von den späteren der Ägypterinnen unterschied. In alten Gräbern, etwa aus der Zeit um 2500 vor Christi Geburt, fand man Schminkbehälter aus Holz, Ton und Marmor mit Resten von Schminke, die man chemisch ganz genau untersucht hat. Vielsach bereiteten die Frauen, indem sie Antimon- oder Bleierz zwischen Brot oder in einer Quittie auf Kohlen glühten, sich diese Mittel selbst. Später übernahm das mehr und mehr der Apotheker oder der Drogist.

„Wissen Sie, ich bin doch recht froh, daß Sie mich niemals zu dem Mädchen gebracht haben. Vielleicht hätte sie mich enttäuscht, vielleicht wäre sie nicht so schön gewesen wie auf der Bühne, und es wäre alles häßlich geworden. So aber ist ihr Bild rein geblieben und dies nehme ich für mein ganzes Leben mit. Ist das eigentlich nicht das Schönste, was einem eine Frau geben kann?“

Und jetzt, nach soviel Jahren lese ich seine Todesanzeige in der Zeitung. Er hat die schöne Illusion mit ins Grab genommen, denn nie habe ich ihm verraten, daß in diesen chinesischen Theatergesellschaften die Frauen- und Mädchenrollen von Knaben gespielt werden, und daß das Mädchen, das der junge Beamte anbetete, niemals existiert hat.

Auf allen Bildwerken sieht man Schminken, und später jüngere die Dichter von denen, die „wissen, künstlich der Frauen haarlose Grenze zu füllen“. (Ovid.) Schon im alten Rom war es Mode, die Augenbrauen ineinander übergehen zu lassen. Die Araberinnen benutzten für diesen Zweck Lauge; die Russinnen liebten es, eine Haselnuß oder Mandel anzukohlen; die Frauen in Turkestan färbten sich mit Indigo, das sie sich aus einer Pflanze bereiten; die Tartarinnen trüffelten sich eine Stupferanreicherung ins Auge, um ihm den blauen Glanz zu verleihen. Daß man auch bei uns vielfach Belladonna (Tollkirsche) verwandt hat, damit die Pupille sich erweiterte, ist bekannt. Aber nicht nur die Augen, auch das ganze Gesicht schminkten sich schon die alten Orientalinnen. Darüber hinaus färbte man die Nägel und Zähne rot mit Fenha oder silbern, golden und in allen Farben. Mit Salben des Körpers, Baden und Waschungen verbrachte man die meisten Stunden des Tages. Je mehr ein Volk vom Höhepunkte seiner Kultur erschlaffend und verweichlichend wieder zurückfällt, eine größere Rolle spielen Kosmetik und Körperpflege und desto mehr beginnt auch der Mann sich dafür zu interessieren und daran teilzunehmen. Nur der auch in dieser Hinsicht rätselhafte Orient hat sich stetig auf gleicher unerlöschter und unerlöschlicher Basis gehalten.

Von den in Leppigkeit und Luxus schwelgenden Römerinnen, denen sie als Sklavinnen dienten und denen sie ihr in Rom modisch gewordenen langes blondes Haar opfern mußten, lernten die Germaninnen die ersten Anfangsgründe dieser geheimnisvollen Kunst kennen. Als dann durch die Kreuzzüge der Orient in Deutschland Mode wurde, drangen mehr und mehr orientalische Schönheitsmittel auch bei unseren Urabinnen ein. Später übernahm dann die Französin die Rolle der Lehrmeisterin und sie hat sie auch heute noch so ziemlich in Händen. Dadurch sind alle die französischen Worte und Bezeichnungen dieses Gebietes in unsere Sprache eingebrungen und haben sich in ihr erhalten. Von Zeit zu Zeit tauchen immer wieder einige alte, vergessene Mittel neuentdeckt auf. Das berühmte Schönheitspflasterchen des siebzehnten und auch noch späterer Jahrhunderte zum Beispiel, die Mouches, geißelte und verspottete schon der alte gallische römische Satiriker Martial; davon erzählt auch in seiner „Liebeskunst“ der beschauliche Ovid. Wenn heute also die Frauen des Bürgertums in allen Ländern sorgsam die Lippen mit Rot nachziehen und sich die Augenbrauen rasieren, um sie schöner nachmalen zu können, so ist das nicht

Neues. Das alles hat man vor Jahrtausenden schon getan; das wird man auch in Jahrtausenden noch tun, solange es Frauen gibt, und Männer, die ihren Reizen zugänglich sind.

Aus den Geheimnissen indischer Kochbücher.

Von ind. med. Himansu Gara.

Hundert Tüder studieren in Berlin. Die meisten von uns sind Techniker. In der Uhlendstraße haben wir ein winziges Stückerl Heimat, Hidustan House, ein paar Zimmerchen im Erdgeschoß, lurge Zuzucht unter einem fremden Himmel, unter ganz anderen Sitten und Lehren und unter Menschen, die Schweinefleisch essen, und unter Menschen auch, die nicht wissen, was Curry ist, das vielsach zusammengekochte indische Gewürz, dessen Hauptbestandteil die Gelbwurzel ist, der Ingwer. Und weil die indischen Studenten in Berlin wenigstens essen wollen nach ihrer heimischen Art, so haben sie sich das kleine Heim im Westen eingerichtet. Drei Studenten kochen abwechselnd für die anderen, Herr Sobhan ist der Oberkoch.

Ein paar Tische sind in dem kleinen Speisesaal grüne, neuartige Stühle, an der Wand hängt das Bild Ghandis, darunter eine große Flagge, weiß-grün-rot, in einer Ecke ist ein Gestell mit ein paar indischen Metallarbeiten und einem Seidenwürschel, Made in Germany, Berlin W.W. Auf den Tischen liegen Karten aus weißem Bütten. In goldenen Lettern sind die fremdartigen Namen der Speisen darauf gedruckt.

Was die indischen Studenten für einander kochen? Es sind meist Gerichte der mohammedanischen Küche. Hühner, sehr viele Hühner, Fleisch vom Rind und vom Hammel, anderes nicht. Da gibt es eine Reihe von Gemüse-

Currys, Ragouts, scharf gewürzt. Und Pilaw, Reisfleisch: sehr viel Reis, sehr wenig Fleisch, im Reis sind Pistazien und Rosinen. Ich will nun vielleicht als Anregung für die deutsche Hausfrau einige Rezepte verraten:

Kouarma: Fleisch, das einige Stunden lang in dicker Milch lag, wird mit Zwiebeln und Knoblauch, Zimmt und Nelken zubereitet, dicke Milch kommt auch dazu. Der Karpfen zum Karpfencurry wird in kleinen Stückerl reichlich in Reismehl gewälzt und in sehr viel heißer Butter gebraten. Ein anderes Gericht, „Dal“, besteht aus Linsen, die erst in Butter gebraten und dann in Salzwasser gesotten werden. Chingara gibt es mit Fleisch oder mit Gemüse: Blätterteig, gefüllt, gerollt und gebaden.

Und dann sind süße Speisen da: Khir, Milchreis, den man fünf bis sechs Stunden kochen läßt: Grieß, in reiner Butter gebraten, mit Zucker, Pistazien, Rosinen, Milch und Nelken fertig zubereitet, ergibt Halwa; Ballewa aber ist ein Blätterteig, mit Kofosskoden gefüllt und gebaden. Wahrer Orient ist Firny: Milch, mit Reismehl dick eingekocht, Pistazien und Rosinen dazu und das Ganze mit Rosinewasser parfümiert.

Judische Studenten sind die Köche. Sie kommen aus dem Laboratorium, aus dem Zeichenaal, stellen sich an den Küchentisch und an den Herd, und dieselbe Aufmerksamkeit, die eben noch durch Integrale gezwackt oder in die Geheimnisse des Hexamethyltetramins versenkt war, gilt jetzt dem Hammelstück, das schon seit Mittag in dicker Milch lag, um abends Kouarma zu werden.

Manchmal verirrt sich ein Fremder zu uns — einer, der sonst nur, „wie bei Mattern“ futtert. Lange sieht er in die Speisekarte mit den goldenen Lettern, liest Kouarma, Chingara, Khir. Und tief ergrißen kommt es dann aus seinem Mund: „Na, jeb'n se mal zwo Sageier.“

Gott und Geld in Amerika.

Von Erich Müldner.

Es ist Mittagspause in einer der vielen Fabriken Newyorks. Im Raucherraum sitzen die älteren Arbeiter, Zeitung lesend, oder ins Leere blickend. Nur einige sieht man mit dem Nachbarn im Gespräch. Das Rattern der Maschinen am Vormittag zerfegte ihre Gedanken. Den Wunsch nach Ruhe, Nichtdenkenmüssen liest man ihren Gesichtern ab.

Die jüngeren Arbeiter suchen Abwehslung. Silbergeldstücke mit den Fingern in die Luft geschleudert, bestimmen im Fallen ihren Besizer. Vorder- oder Rückseite gewinnt. Ein Tagelohn wird auf ein Pferd gewettet. Einzelne Gruppen spielen Karte. Dollarscheine flattern überm Tisch, um in fremde Hosentaschen zu verschwinden.

Die ganz Jungen lachen und toben. Einen Kreis bildend um den „Besichtigsten“. Neueste Jazz-Schlager, gesungen, gepatscht und mit den Füßen getrampelt, ertönen als wüster Lärm herüber. In der Mitte des Kreises der Tänzer. Seine Hände und Beine nach dem Takt des Gejohles verreckend, den Unterkörper vor- und zurückschaukelnd, ahmt er den gestern Abend gesehenen Tanz eines Negermädchens nach. Schwiegend und ganz ermattet muß er endlich aufhören. Ein bloßes Gebrüll aller um ihn Stehenden ist der Applaus.

In der Tür erscheint ein etwa 60jähriges Männlein, das sonst mit einem Besen den Arbeitsaal reinigt; jetzt hat es ein Päckchen bedruckter Zettel im Arm. Gebückt schleicht es an den lärmenden Jungen vorüber. Die stehenden, älteren Arbeiter sind sein Ziel. Mit

feierlicher Geiste übergibt es jedem eines dieser Papiere. Mein Nachbar, ein 40jähriger Leipziger, lächelt, als der Zettelverteiler auf uns zukommt. Neben mir sitzt ein junger Berliner. Wir zwei sind erst 14 Tage hier beschäftigt. Der Betriebsreiner glaubt sich veranlaßt, seinen Zettel einige erklärende Worte mitzugeben. — Mit sanfter, tiefer Stimme, leicht singend spricht er: „Protestanten, Katholiken, Juden, alle sind willkommen zu den Vortragsabenden unserer Sekte, der Bibelforscher. Lange Jahre schon gehöre ich dazu. Nach den ersten drei gehörten Vorträgen ist man ein guter, edler Mensch. Es gibt keinen besseren Ort am Sonntag als unsere Kirche. Als reiner Mensch verläßt man sie. Es ist ein Segen für uns alle.“ Hier fällt ihm der Berliner ins Wort: „Ich gehe lieber Schlittschuhlaufen oder Schwimmen am Sonntag, und überhaupt will ich mit der Kirche nichts zu tun haben!“ — Mein Nachbar lächelt. — Die blauen Augen des Alten blicken enttäuscht. Er zittert am ganzen Körper. Stoßweise erwidert er: „Oh, nein! Das dürfen sie nicht sagen. Der Segen Gottes ruht auf unserer Gemeinde. Hören Sie die Geschichte meines Sohnes, und Sie werden anders reden.“ Mein Nachbar bemerkt auf deutsch, zu mir gewendet: „Die höre ich nun schon das fünftmal!“ Der Alte erzählt: „Mein Sohn ist Pilot eine Privatflugzeuges. Letzten Herbst in stürmischer Nacht flog er von Newyork nach Washington. Der Sturm heulte. Klatschend strömte Regen nieder. Meine Frau sorgte sich sehr um ihn. Wir wußten, daß er

schwer zu kämpfen hatte in seiner Maschine. Die ganze Nacht beteten wir für ihn. Am Morgen erhielten wir die Nachricht. Sein Flugzeug war außer Kontrolle geraten, in Sturm und Dunkelheit hatte er notlanden müssen. Seine Maschine ging an einem Baum in Trümmer. Er lebte! Ein Wunder war geschehen! Sie sehen also, die Hand Gottes liegt gnädig über uns!“ Ganz leise, innerlich bewegt hatte er diese letzten Worte gesprochen. Mit tränenschnellen Wangen, das Gesicht verzückt nach oben gerichtet, stand er vor uns. Der Berliner öffnete den Mund, wurde aber von meinem Nachbar mit verstehendem Blick zum Schweigen gebracht. — Klingelsignale ertönten. Alle hasteten nach den Arbeitsräumen.

Acht Tage später. Morgens. Wir drei Deutsche gehen gemeinsam von den Umkleideräumen nach unseren Arbeitsplätzen. Da steht eine Gruppe Arbeiter staunend, still den Worten des alten Besenhebels lauschend. Wir kommen näher. Seine Stimme ist laut, schrill und edig. Sein Körper ist gespannt, hochauferichtet. Die Augen funkeln grün. Seine Hände greifen in der Luft nach Dingen, die wir nicht sehen können. Die Zunge ist schwer vor Erregung. Mühsam kräht er: „Ihr seid alle nichts! Betriebsklaven! Mein Sohn! Ein ganzer Kerl! 250 Dollar verdient er jetzt pro Tag! 250 Dollar! Den Besen werde nun nicht mehr lange um eure Maschinen herum-schwirgen! 250 Dollar verdient mein Sohn pro Tag. Wenn er das 40 Tage lang tut, dann haben wir 10.000 Dollar! Davon wird ein Haus gekauft. Und ein Zigarettengeschäft. Nun wird's uns endlich gut gehen! Ich sagte euch ja, die segnende Hand Gottes liegt auf meiner Familie!“ Mit Siegermiene blickte der stolze Vater auf uns herab. — „Ja, was? Was macht denn Ihr Sohn?“ fragte der Berliner. Langsam, Wort für Wort betont, kommt die Antwort: „Mein Sohn ist Pilot in Mexiko. Erkundungsflüge über den Linien der Rebellen und Bombenwerfer! 250 Dollar pro Tag! Ja, ja, 250 Dollar pro Tag! Der Herr hilft den Seinen!“ Der Berliner ist bleich geworden. „B-o-m-b-e-n-w-e-r-f-e-r?“ formen seine Lippen. Dann plötzlich scharf und schneidend: „Wie wollen Sie denn das mit Ihrem Glauben in Verb-“ — Mein Nachbar unterbricht ihn, zieht ihn zur Seite — Sei still; der da wird nie verstehen, was du ihm sagen willst. Kannst du einem Papagei eindressierte Worte wieder abgewöhnen? Nein! Immer wieder wird er sie sprechen. Oder von ihm verlangen, daß er denken solle? Mitleid empfinden? Liebe? Es ist unmöglich!

Die Klingel ertönt. Die Maschinen beginnen ihren Lärm.

Woher kommt der Name Amerika?

Als Columbus Amerika entdeckte, glaubte er, an der Westküste Indiens gelandet zu sein. Diese Ansicht hat sich noch bis heute erhalten in dem Namen „Westindische Inseln“. Später entdeckte man, daß man einen ganz neuen Erdteil entdeckt hatte, der den Namen Amerika erhielt. Dieser Name wurde bisher zurückgeführt auf Amerigo Vespucci, der Reiseberichte über die Neue Welt schrieb. Dr. Soto-Hall, ein Gelehrter in Guatemala, bringt jetzt eine neue, sehr interessante Erklärung. Er weiß nach, daß in Guatemala eine Stadt von den Ureinwohnern, den Mayas, schon lange, ehe die Europäer da waren, Americopan genannt wurde. Pan bedeutet in der Mayasprache Hauptstadt. Americopan würde also heißen: Hauptstadt von Amerika. Damit wäre der Name Amerika also schon vor den Europäern nachgewiesen.

Rechtschreibung.

Von zwei Polen in Oberschlesien wird diese Geschichte erzählt:

Kommt Antel zu Franzel und sagt: „Weißt du, bin ich betrübt und im Druck, muß ich machen Obersteigerprüfung. Wird verlangt vor allen Dingen Rechtschreibung und macht mir schwer große und kleine Buchstaben.“ Sagt Franzel: „Is nicht so schlimm. Also was du kannst anlassen, schreibst du groß, was du nicht kannst anlassen, schreibst du klein. Mache ich dir klar an Beispiel: „Der Hund sitz hintern Ofen.“ Also „der“ kannst du nicht anlassen, schreibst du klein. Hund kannst du nicht anlassen, heißt, schreibst du klein. Sitz kannst du anlassen, schreibst du groß. Hintern kannst du anlassen, schreibst du groß. Und Ofen kannst du nicht anlassen, is heißt, schreibst du klein.“

Dein Uhrwerk.

mi. Eine gewöhnliche Taschenuhr tickt 17.160mal in einer Stunde, folglich 411.840mal in einem Tage, 150.424.560mal in einem Jahre. Bei sorgfältiger Behandlung geht eine Taschenuhr zuweilen hundert Jahre richtig und in diesem Falle würde sie 15.042.456.000mal ticken. Eine Uhr ist von hartem Metall gemacht; aber es gibt eine andere merkwürdige Maschine, die aus weit weicherem Stoff besteht und doch 5000mal in einer Stunde schlägt, 120.000mal in einem Tage, 43.809.000mal in einem Jahre. Sie dauert auch wohl, jedoch nicht oft, hundert Jahre und würde dann 4.380.000.000mal schlagen. Jedermann hat diese kleine Maschine bei sich und kann ihren Schlag fühlen — sie ist sein Herz.

Was mancher nicht weiß.

Der menschliche Körper hat 118 Millionen Nerven und in den Augen allein 18.000. Die Nerven übermitteln die Botschaften in einer Geschwindigkeit von 6 Kilometern in der Sekunde.

Das Klima am Nordpol ist das gesunde der ganzen Welt; dort können keine Bakterien leben, Erfältungen, Influenza, Lungenkrankheiten sind also unmöglich. (Nach einer Aeußerung des berühmten Forschers Douglas Mawson.)

Das größte Unterseeboot der Welt gehört den Amerikanern und hat eine Länge von 104 Metern. Seine Tonnage ist anderthalbmal so groß, als die unseres früheren Handelsunterseebootes „Deutschland“. Das amerikanische U-Boot kann eine Fahrt um die halbe Welt machen, ohne neuen Brennstoff für die Motoren einnehmen zu müssen.

Eine beachtenswerte Erfindung hat der französische Chemiker Louis Nole gemacht, den man den modernen Parfüm nennt. Aus einer im höchsten Maße, die bei niedriger Temperatur erweicht wird, bereitet er einen urwälderähnlichen zähen Teig, der verschieden gefärbt werden kann. Nach dem Erkalten wird die Masse hart und fest wie Holz und läßt sich ebenso behandeln. Die Masse ist klar wie Bergkristall, ist durch ultraviolette Strahlen zu durchleuchten und wiegt nur halb so viel wie gewöhnliches Glas.

Daß die Agaven, diese merkwürdigen Pflanzen mit den dicken, fleischigen Blättern, die wir bei uns eigentlich nur in Botanischen Gärten sehen, den Mexikanern ihr berühmtes Nationalgetränk, den Pulque, liefern, ist wenig

bekannt. Die Agave nimmt in Mexiko einen so riesigen Umfang an, daß ein erwachsener Mann sich unter ihren Blättern verstecken kann. Die Agavenblüte steht auf 12 Meter hohem Stiel und zählt bis zu 4000 glodenförmigen Blüten. Die Agave wird auf vielerlei Weise benutzt. Um den begehrten Pulque zu gewinnen, der dem echten Mexikaner unentbehrlich ist und der auf der Straße von umherfahrenden Wagen ausgehenkt wird, wie bei uns die Milch, wird der Blütenstengel abgeschnitten, worauf sich die Höhlung nun monatelang mit einem süßen Saft füllt, den die Eingeborenen in Kalabassen auffangen, worauf er einen Gärungsprozeß durchmachen muß, um gebrauchsfertig zu sein. Eine einzige Pflanze liefert bis zu 2000 Liter.

König Gustav von Schweden ließ Lederkanonen zur Benutzung in offener Feldschlacht herstellen.

Der Inhalt eines Straßencieles entspricht dem von etwa 36 Hühnereiern.

32 Gänse liefern ein Kilogramm Daunenedern.

In den englisch-indischen Adreßbüchern steht hinter den Namen von Beamten und Offizieren auch der Betrag ihres amtlichen Einkommens.

Das Wort Japan ist eine chinesische Entstellung von Nippon, das ist Sonnenaufgang.

Um das Jahr 500 v. Chr. wurde in Indien bereits die Kunst ausgeübt, aus der Haut eines Körperteiles eine Nase herzustellen.

Ursprünglich hieß nur die Gegend um den Eiber Italien und ihre ersten Bewohner Brutier.

Papst Theodor I. war der Erste, der sich Summus Pontifex nennen ließ und der letzte, den seine Mitschöfe Bruder nannten.

Weiteres.

Uhren-Angebote.

Bultenstiel kam aus Buxtehude nach Berlin und renommierte dort gelegentlich mit der heimatischen Turmuhr und ihrem wunderbaren Glockenspiel, gegen welches das Glockenspiel der Potsdamer Garnisonkirche ein Waisenkind sei.

Da trat jemand auf und sagte: „Lieber Bultenstiel, das mit Ihrer Turmuhr ist nur halb so schlimm. Denn sehen Sie, wir haben zu Hause eine Uhr, die geht im Winter schneller als im Sommer und geht doch richtig!“

Bultenstiel staunte Bauklöße und heischte Erklärung.

Zartes Hohngeächel in der Stimme fragte ihn der andere:

„Menschenkind, kennen Sie denn keine Gasuhr?“

Ein unverbeßlicher Spagvögel war früher in Wien der Stillebenmaler Max Schödl. Eines Tages traf er mit dem berühmten Komiker Girardi zusammen und hielt diesem die Taschenuhr ans Ohr, indem er sagte: „Hör'n Sie was?" — „Nein, i hör' gar nix!“ antwortete Girardi. „Na, das is Ihr Glück!“ freute sich Schödl, „denn sonst wär'n S' taub g'weß'n! Die Uhr geht nämlich nicht!“

Klettermaxe hatte eine Uhr geklaut. „Wie kamen Sie dazu?“ fragte ihn stirnrunzelnd der Richter. Maxe antwortete: „Das war so, Herr Richter: Ich ging durch das Zimmer und da sah ich die Uhr, die auch ging, und da dachte ich: na, da können wir ja zusammen gehen!“

Ein Wanderburche kam nach Berder bei Berlin. Mit Erlaunen sah er, daß der Kirchturm zwei Uhren hatte. Lange zerbrach er sich den Kopf darüber, was wohl die Berderischen zu einer solchen Doppelung veranlaßt haben könnte. Schließlich kam ihm die „Erleuchtung“. „Aha“, sagte er, „damit keiner auf den andern zu warten braucht, wenn einmal zwei zu gleicher Zeit nach der Uhr sehen wollen.“

Beweis. „Ich habe geglaubt, daß du treu wie Gold bist. Und jetzt erfahre ich, daß du schon fünf Jahre ein Verhältnis hast.“ — „Ist das vielleicht keine Treue?“

Diagnose. „Nun, Schwester“, fragt der Ehearzt, „wie ist denn heute die Herzstätigkeit unseres Patienten?“ — „Vorzüglich, Herr Geheimrat. Er hat mir bereits zwei Heiratsanträge gemacht.“

Immer logisch. „Wann wurde Rom erbaut“, fragte der Lehrer. — „Bei Nacht“, antwortete Karlchen ohne Zögern. — „Wer hat dir denn das erzählt?“ — „Sie selbst, Herr Lehrer. Sie sagten doch, Rom sei nicht an einem Tage erbaut.“

Ehegeist. „Und das eine sage ich dir, ich bleibe nicht mehr eine Minute bei dir, ich gehe heute zu meiner Mutter zurück.“ — „Zu spät, deine Mutter hat ebenfalls Krach mit ihrem Mann gehabt und ist eben zu deiner Großmutter übergesiedelt.“

Schach-Gee.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Scharoch Wenzel Wittertschan bei Leptisch-Schnau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 11.

Von E. Wiedler.

Schwarz: Kc4; Db4; Ba5, b6, d2, e7 (6).



Weiß: Ka6; Dg5; Ta4; Le2; Sf5; Bc3 (6).

Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 10:

Sf4-d3.

Wichtige Lösungen sandten ein:

Franz Baum, Weidenstein; Wilhelm Beutel, Arnsdorf; Rudolf Amler, Graupen; Wenzel Wittertschan, Weidenstein; Franz Koukal, Prag; Eduard Koukal, Trupshitz; Johann Hälbig, Bergesartn; Max Döhner, Lischau; Ludwig Walter, Wittkau; Josef Fieck, Meißnersdorf.

Nachfolgende Genossen verweise ich auf obenstehende Lösung:

Georg Schwandner, Spitz; Franz Schödel, Weiskirchlig; Heinrich Schloffer, Graupen.